

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 1 (1911)

**Heft:** 2

**Artikel:** Guggisberg [Schluss]

**Autor:** H.E.B.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-633117>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 06.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Vers aus dem Schulbuch zum Spott hergesagt. Nicht um alles Geld in der Welt hätte er ihm nun eine Marke angeboten.

Als Hansli am öbern Ende der Wendeltreppe die Tür auffischloß, die zu den Gefängnissen führte, entglitt dem Munde des Doktors ein Laut der Überraschung. Hier, natürlich — das war nichts Ungewöhnliches. Jeder Fremde ohne Ausnahme, und hatte er auch die blaue Grotte von Capri gesehen oder vom Nordkap aus das Nordlicht angestaut, starrte einen Moment auf ein der Tür gegenüberliegendes Fensterchen, das in blutrotem Schein aus der dunklen Wand leuchtete. Der blonde Herr zog den Bub am Arm. „Sag mal, was hat das Höllensfenster zu bedeuten?“

Nicht ein einziges Wort der Anerkennung oder der Bewunderung war bis jetzt über die Lippen der beiden Deutschen geflossen, nur spöttische Bemerkungen und schulmeisterliche Belehrungen führten sie im Munde, und doch war das Schloß so groß und stark, wie es kein zweites geben konnte auf dem ganzen Erdennrund. Die Räuber-Geschichte des Rinaldo Rinaldini, die er unlängst verschlungen, fuhr dem Bub jedesmal durch den Kopf, wenn er die roten Scheiben in der finstern Ecke glänzen sah und er versetzte ohne langes Besinnen, mit einem leisen Anflug von Troz: „Das ist die Folterkammer, und die darf ich nicht öffnen!“

„Aber der rote Schein, wo röhrt der her?“ fragte der Doktor, mit dem Stöcklein auf die Scheibe hinzielend.

„He, das Fenster, das kann man halt nicht mehr reinwaschen, man sagt, es klebe das Blut der Unschuldigen daran, und wenn dann die Sonne in die Kammer scheint, so — so glänzt es vom Blut so rot.“

„Hast du den Schlüssel bei dir?“

„Nein, ich habe ihn unten gelassen, weil ich ja doch nicht austun dürfte.“ Hansli schritt behende davon, die zwei

Holztreppen hinauf in den Turm, während die Herren, langsam folgend, einen lebhaften Wortwechsel führten. Es war ein strahlender Sommertag, der Himmel tiefblau und wolkenlos, soweit das Auge zu schauen vermochte. Der Professor setzte sich in eine der steinernen Nischen der Rondelle, den Blick auf die Berge gerichtet und sagte lange kein Wort. Das Haupt hatte er entblößt. Die Haare fielen in schönen langen Strähnen in den Nacken und die feinen weißen Hände lagen auf dem Steingesimse. Nun winkte er den Kameraden, der mit dem Kopf schon durch alle sechs Fenster gefahren war, zu sich. „Das Schönste vom ganzen Schloß ist die Aussicht. Ich kann mir nichts Feineres denken, als den Blick auf das Alpenbassin und auf die Blümlisalp. Sehen Sie nur, wie herrlich sie leuchtet, die marmorne Burg!“ Hansli stand immer noch an der Treppe in Gedanken in die finstern Räume des Archivs versunken und dachte wieder an seine Markensammlung. Nun schlügen die Worte des deutschen Gelehrten an sein Ohr.

„Ich habe schon oft gehört und gelesen,“ fuhr dieser weiter, „daß man das Oberland die Besitzstube des Kantons Bern nennt, gewiß eine hübsche Vergleichung, nur sagt sie nicht genug. Da reisen jährlich so viele um teures Geld ins Land der Egypter und traben auf einem magern Eselchen durch den Wüstensand, um die Pyramiden zu bestaunen. Gibt es irgendwo eine kühnere Pyramide als den Niesen, gegen den sie alle, auch die größten, doch nur Maulwurfs häufen sind! Was für ein stolzer Riesenkegel, dieser Berg! Bis in den Grund des Sees scheint sich die Spitze seines Schattens zu senken. Und das träumende Wasser, wie sein Spiegel flimmert und silberne Funken wirft! Wundervoll!“

„Wundervoll!“ wiederholte der Doktor.

(Schluß folgt.)

## Guggisberg.

(Bärndütsch, als Spiegel bernischen Volkstums. Von Emanuel Friedli III. Band: Guggisberg. Verlag von A. Franke in Bern.)

Von Dr. H. E. B. — (Schluß.)

„Guggisberg“ ist eines der Prachtwerke, die schon durch ihre Ausstattung Genuss bieten. Die Illustrationen (189 Text- u. 17 Einschaltbilder) sind originell und sprechen über Art und Weise des Guggisberger-, im weitern Sinne des Schwarzenburgervolkskleins und seines Landes eine berechte Sprache. Bald zieht uns das Künstlerische der Abbildung an wie bei den zahlreichen Farbendrucken und Lichtdrucken nach Originalen von R. Münger, W. Gorgé und F. Brand, bald erfreut uns das Originelle und Charakteristische der photographischen Aufnahmen, die durchwegs Kunstgeübte Autoren verraten (Dr. E. Hegg, F. Bürki u. a.), oder wir studieren auch mit Interesse die instruktiven Skizzen und Zeichnungen von F. Brand und E. Hostettler, die Gerätschaften und ihren Gebrauch veranschaulichen oder Zimmerausstattungen und Beispiele bürgerlicher Kunst darstellen.

Dafß die Illustrationen nur Beigaben zum Text sind und erst durch diesen vollen Wert erlangen, ist bei einem solchen Buche selbstverständlich.

Trotz ihres klaren, durchsichtigen Aufbaues sind Friedlis Bücher keine leichte Lektüre. Ein ungeheurer Stoff — der Sprachenschatz eines Bölkens — ist auf engem Raum zusammengedrängt. Um die Darstellung zusammenhängend zu machen, mußte der Verfasser einen Text komponieren, der die Dialektausdrücke herbeizog, in logischen Zusammenhang mit dem Vorausgegangenen brachte, ihre Bedeutung umschrieb und wiederum Anknüpfungspunkte bot für das Nachfolgende. So entstand ein etwas gezwungener und schwerfälliger Stil. Immerhin sind viele Stellen zu finden, die sich wie epische Darstellung lesen und genießen lassen. Das Bestreben des Verfassers, ein Volksbuch zu schaffen, ist unverkennbar und lobenswert.

Um zu zeigen, wie Friedli nach epischer und darum reizvoller volkstümlicher Darstellung strebt, geben wir nachstehend einige Textproben wieder.

### Gleidung.

„Nu hui, umhi g'blutte Füeße!“ Ein Knirps jubelt's an schönem Maitag laut heraus und hüpfst auf der Gasse wie ein Zicklein. Da begegnet

ihm der Pfarrer. Es feßt eine kleine Verblüffung ab, die aber alsbald frohmütiger Fassung Platz macht. „Dr Alt het gſii, i töörfi z'blutte Füeſe gaa“. „Ja, das ist ganz schön u g'sund darzue“.“ „Nää, Herr Pfarrer, warum giſt du de nid oo z'blutte Füeſe?“ Die Verblüffung war am Pfarrer; der Kleine behielt das letzte Wort . . .

„Auf leisen Sohlen“ gehen also reiche wie arme Guggisberger Kinder den ganzen Sommer, um allerdings darnach ihren Hausgenossen umso derbere Ohrenweide zu bieten. Denn den ganzen langen Herbst und Winter tschugglet, troglet, tröglet das muhi ganz g'hörig i de Holzschuehne oder de „Holzböde“ mit dem vom Haussvater oder aber vom Tschuggemacher aufgenagelten Oberleder. Tschugge, Schugge, Schuffle, Schlaagitschugge, Trogle, humoristisch Ladebotinne lautet der Synonymenschatz für diese Polterinstrumente . . .“

#### In der Stube.

„S ist acht! Unnerhi mit ööch, über Ort, su müüt er am Morgen auf! Dem Kommando der Mutter und den spaſſigen Ergänzungen des Vaters: Schlaafet wi n e Rone (Baumstrunk)! schlaafet rund, su mögit er am Morgen uustroole! — folgt unweigerlich die Tat. Die zehnjährige Größte der siebenköpfigen Kinderschar entkleidet den Kleinsten, und fort geht's i d's Gutschi, spaſſhaft: i d'Chruha oder z'Sädel. Ehemals hieß es auch hier im guten alten Wortsinn i d's Räſt . . .“

Der Näßbung kommt in die Wiege:

d'Waagla, welche freilich im Grund ihren Namen nicht mehr verdient . . . Zu ihrer Schlafenszeit besteigen auch die Erwachsenen ihre Betteni, der Hausbauer allein oder süss zweit den Bettbare. Der ist nach allen drei Dimensionen bemerkenswert. Zunächst hinsichtlich der Breite: er ist nicht ischleepserig, sondern zwischleepserig, welches Attribut man in weiterbreiteten Späßen auch auf andere Gegenstände überträgt. Zwischleepserig ist z. B. auch ein Regenschirm, der zwei Personen Unterstand bietet . . . Sodann hinsichtlich der Höhe: der Bettbare reicht mit dem Oberbett bis fast an die Zimmerdecke . . .“

Friedlis Aufmerksamkeit entgeht keine volkstümliche Nedeweise. Er weiß sie geschickt in seine Darstellung zu verflechten: Er spricht vom Familienleben und speziell vom Wiederverheiraten der Verwittweten, das in früherer Zeit noch als Schande angerechnet wurde.

„Das schließt nicht aus, daß umgelehrte geebi oder gäbegi Witwa, e gfreuti Wittfrau, es g'lüstigs innähmigs Wittfraueli nach legaler Trauerzeit durch einen G'lüstibz si quet laat tröſte, und daß ein zweimal „Verlassener“ die dritte Heirat recht fertigt: „So lang üss Herrgott nimmt, ninen i vo . . . Hierzu (zur Heirat im richtigen Alter) sagen auch die immer schwierigeren wirtschaftlichen Verhältnisse ihr Wort und lassen das Heiraten um jeden Preis mit dem Tadel und Spott belegen: Es n ieders Brambereli wollt o n e Maan ha. We's numma höſelet, gobb wi n es pföſelet.“

„Ha's o so g'macht, wi anner Lüt,  
Ha Hochzit g'habe z'rächter Bit:  
Mi Frau ist ſibezähni gſii,  
Un i exalt su alt wi ſii.“

„Nur zögernd wird also die richtige Bauerntochter dem Bevorzugten, wa jiz ma choo (der seinem Rivalen überholt), gefallen, daß er mehr und mehr vor der Welt Augen zu ra chunt, und ſich mit der Frage vertraut machen: Was ſitten i ächt, wenn er mi fraagt? oder: wenn er mi hüüschi? Würde ich ihm der Abschlag gää? Die

vom richtigen Bauernjohu doppelt reiflich überlegte Frage wird gewagt, und ſich nid nii gſii. Der Bififer erſeit mittelſt Aufgebot im „Truelli“ das ehemals kirchliche verhünne, und nun wird füürg'fahre oder furt'g'fahre: g'hochzitet, i d's leng Jahr dinget. Dabei wird bei Reich wie Arm mit dem Hochzit ghis großes Wäſe g'macht. Der reichste Guggisberger führt um 1880 am Vormittag eines sehr schönen Frühlingstages seine ausgezeichnete Gattin heim und het am Nachmittag mit ere Miſt zerschläge . . .“

Was ein Schaffſcheid (Schaffſchid) iſt, wird man einen jungen Stadtberner umfonft fragen. Die Schafherden verschwinden allgemein aus unseren Bergen. Mit ihnen auch der Tag der Zuteilung der Schafe an ihre Besitzer, wenn sie von den Alpen heruntergeſtiegen sind. Wie dieses Volksfest — ein Mädchen erklärte im Konfirmationsunterricht, der Churfritz, d'Doſteri u der Schaffſchid ſeien die dritt hööjſte außah, lesen wir mit allen

(höchſten) Tage im Jahr — Einzelheiten in Friedlis Buch.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle Stellen zitieren, die uns besonders intereffiert haben. Das Kapitel Kunstuübungen sparen wir am liebsten zu einer späteren geſonderten Behandlung auf, so viel Neues iſt uns dort entgegengetreten. Hier finden wir Antwort auf die Frage, wie es sich wohl mit dem Liebespaar des berühmten Volksliedes verhalte, dem Breneli ab em Guggisberg und dem Simes Hansjoggeli änēt em Berg.

Mit Interesse vernehmen wir, daß eine „währſchafte“ Guggisberger-Bäuerin, Frau Elisabeth Leuthold-Wenger, ein größeres Theaterstück schreibt mit dem Titel „Breneli“, das eine ganz gediegene literarische Leistung zu werden verspricht.

Wir schließen hier die flüchtige Durchſicht des inhaltsreichen Buches ab mit dem Wunsche, es möchte den Weg ins Volk hinaus finden. Wie kaum ein anderes Propagandamittel der Heimatſchutzbewegung müßte es da den Leuten den Sinn für das Echte in Sprache und Kunst, Lebenshalt und Lebensführung zurückgeben. Wir stehen gegenwärtig noch in der Zeit des raschen und rücksichtslosen Aufbauens. Aber wir hoffen auf eine Zeit des ruhigen, überlegten Ausbauens. In dieser Zeit mögen Friedlis Bücher erst völlig geschäft und gewürdigt werden.



Hittels Christi: Gemeinderatspräsident Zbinden.  
(Aus „Guggisberg“ von Emanuel Friedli. Verlag von A. Franke, Bern.)





Guggisbergs älteste Ansiedlungen an der Westseite: von Guggersbach aufwärts links übereinander die abterrassierten hausstätten von Gelismatt, Schneitenacher, Hattematt, Flöschacheren zur Guggisberg-Höhe; rechts hinauf bis zum Türli. — Aus „Guggisberg“ von Emanuel Friedli, Verlag von A. Francke, Bern.)

## Zur Lebensmittelsteuerung.

In dem Hungerjahre 1816/17, das nur zu kurz auf die napoleonischen Kriege folgte, war der Boden zur Zeit der Kartoffelernte vom Regen so sehr durchnässt, daß man sich beim Graben der Knollen auf Bretter stellen mußte, um nicht in die Erde einzusinken. Die Erdäpfel selber waren zum größten Teil verfaul. Im Frühjahr 1847 galt das Mäss Kartoffeln einen Neutaler, das macht nach unserm heutigen Gelde ungefähr 30 Fr. für 100 kg. Ein armer Weber von Griswil klagte in meinem großelterlichen Hause unter Tränen, daß er auf dem Langenthaler-Markt für diesen Preis nicht einmal welche habe erftehen können, um den Hunger seiner sieben Kinder damit zu stillen. Beim Mitagessen aß der Mann nicht nur die ihm vorgesetzten Kartoffeln samt der Rinde, sondern verzehrte auch noch die „Schindti“, welche auf dem Tischtuche lag. Diese ärmliche Speise war das erste, was er an jenem Tage zu essen bekommen hatte. Gleich schlimm stand es in beiden Jahren auch mit den Brotfrüchten. So erzählte mir meine Großmutter.

Daß unser vergangenes Jahr nicht auch zu einer solchen Hungerszeit wurde, verdanken wir unsern Verkehrsmitteln; seit dem Bau der Eisenbahnen vollzieht sich der Austausch aller Erzeugnisse mit Leichtigkeit, und wenn wir gegenwärtig Kartoffeln auch in der Stadt für 10 bis 11 Fr. erhalten, d. h. für etwa den 1½fachen, höchstens den doppelten Mittelpreis dieses Nahrungsmittels, während er 1847 das 6—7fache ausmachte, so ist dieser Unterschied auf Rechnung der Einführungsmöglichkeit zu setzen.

Wie leicht das vergangene Jahr ohne die Verkehrsmittel eine eigentliche Hungerkatastrophe hätte bringen können, möchten wir durch die folgende graphische Darstellung der Sauserausfuhr aus den weinbautreibenden Gegenden der Schweiz veranschaulichen. Der Export des Jahres 1908 ist

für jeden Kanton gleich 100 % gesetzt. Eine einigermaßen normale Weinernte hatte somit letzten Herbst einzigt der Kanton Wallis mit seinem ausgesprochen trockenen Klima, während in den übrigen Kantonen zusammengenommen bloß 2,6 % des Quantum von 1908 ausgeführt wurde. (Die Exportzahlen wurden Nr. 532/1910 des „Bund“ entnommen.)

